

Nachruf zum Tod von Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI.

Schon zu seinen Lebzeiten hatte man sich an Joseph Ratzinger, den späteren Papst Benedikt XVI., abgearbeitet – besonders im deutschsprachigen Raum – und man arbeitet sich weiter an ihm ab, auch noch nach seinem Tod. Ich will nicht pauschalisieren – es sind manche (einigermaßen) um Objektivität bemühte Nachrufe zu lesen, aber teils auch erbärmliche bis niederträchtige; solche, deren Nachtreten jede Form christlicher Liebe vermissen lassen. Ein gestriger Artikel (3.1.23) in der SZ zeigt ein so unterirdisches Niveau, dass mir einmal mehr bestätigt wurde, dass diese Zeitung gelegentlich einem Schmierblatt mit pseudo-intellektuellem Anstrich gleicht.

Nach dieser (etwas kräftigen) Einleitung nun aber zur Sache. In einer unermüdlichen Schleife werden immer wieder dieselben Vorwürfe durch den Fleischwolf gedreht, wobei ich aber jetzt nur auf zwei eingehen möchte:

1. Sexueller Missbrauch: Papst Benedikt wird, so war in einem Aufsatz zu lesen, „unbegreifliche Schonung von Sexualverbrechern, die zu seiner Klerikerklasse gehörten“, vorgeworfen sowie „Unvermögen, die Zerstörung von Kinderseelen ernst zu nehmen und ihr Einhalt zu gebieten“ (Hermann Häring, Joseph Ratzinger – Die Tragik einer überforderten Karriere; [Joseph Ratzinger – Die Tragik einer überforderten Karriere | Hermann Häring \(hijaering.de\)](#)). Was hier geschrieben wird, ist (posthumer) Rufmord. Niemand in der römischen Kurie, keiner der Bischöfe (und auch Theologen) in Deutschland, übrigens auch niemand aus der Politik, hat so viel gegen Missbrauch unternommen – in diesem Fall natürlich gegen Missbrauch in der Kirche – wie Joseph Ratzinger als Präfekt der Glaubenskongregation und später als Papst. Hunderte – allein 2011/2012 zählt man 384 – von auch hochgestellten Klerikern wurden von ihm suspendiert, d.h. aus dem priesterlichen oder gar bischöflichen Dienst entlassen. Was Joseph Ratzinger bewegte, war: Nähe und Verständnis für die Opfer – mit vielen ist er später als Papst zu einem persönlichen Gespräch zusammengetroffen; er forderte die Zusammenarbeit mit der zivilen Justiz; vor allem aber galt: null Toleranz gegenüber den Schuldigen.

An dieser Stelle sei noch kurz auf die Vorwürfe des Münchener Missbrauchsgutachtens vom Januar letzten Jahres eingegangen. Bei der in Frage stehenden Ordinariatsitzung im Jahr 1980 – leider hatten Benedikts Berater fälschlicherweise geschrieben, an ihr habe Joseph Ratzinger nicht teilgenommen, was nachweislich falsch ist – hatte er zugestimmt, dass der aus Essen stammende und wegen Missbrauchs Minderjähriger angeklagte Priester H. für eine Psychotherapie nach München kommen dürfe. Abweichend vom entsprechenden Beschluss des Ordinariatsrates erlaubte ihm der damalige Generalvikar, in einer Pfarrei Dienst zu tun, mit den bekannten furchtbaren Folgen. Es gibt keinerlei Hinweis, dass Ratzinger von dieser eigenmächtigen Entscheidung gewusst hätte.

Alles, was das Gutachten in dieser Sache und darüber hinaus an Beschuldigungen vorbringt, beruht nicht auf nachgewiesenen und unzweifelhaften Fakten, sondern sind samt und sonders Vermutungen. Das ist eines Rechtsgutachtens unwürdig und hätte vor keinem Gericht Bestand. Die das Gutachten verantwortende Kanzlei Westphal Spilker Wastl hat sich diesbezüglich in keiner Weise mit Ruhm bekleckert.

Nicht nur in diesem Zusammenhang wird Benedikt immer wieder vorgeworfen, sein Bild von einer „heilen“ und „intakten Kirche“ (Werner G. Jeanrond, SZ vom 2.1.2023) habe ihn deren wahre Reformbedürftigkeit nicht sehen lassen. Dazu sei nur ein Satz aus seiner Meditation des Kreuzwegs im Jahr 2005, als Papst Johannes Paul II. im Sterben lag, zitiert: „Wie viel Schmutz gibt es in der Kirche und gerade unter denen, die im Priestertum ihm ganz zugehören sollten?“ Allein dieser Satz zeigt, dass er sich keine Illusionen über die Kirche und ihre Reformbedürftigkeit machte.

2. Immer wieder erwähnt wird sein Eingreifen – „mit brachialer Härte“, wie Heribert Prantl Anfang Januar in der SZ schrieb – in Bezug auf die *Befreiungstheologie* in Lateinamerika während der 80er Jahre. 1986 veröffentlichte Joseph Ratzinger die sich mit diesem Thema auseinandersetzende „Instruktion über die christliche Freiheit und die Befreiung“. Wenn man diesen Text einfach einmal liest, wird man unschwer feststellen, welch grandiose Auseinandersetzung mit dem biblischen und dem modernen Freiheitsverständnis sie enthält. Hier wird nicht pauschal verworfen, auch nicht die Befreiungstheologie, die es als *die* Befreiungstheologie gar nicht gab und gibt. Vielmehr wird sehr genau unterschieden, was vor dem biblischen Verständnis von Freiheit bestehen kann und was in Anlehnung an die marxistisch-kommunistische Ideologie als Verfälschung des

Glaubens abzulehnen ist. Ratzinger ging es vor allem darum, der Illusion zu begegnen, durch die Schaffung von marxistisch-kommunistisch inspirierten Strukturen – manche Befreiungstheologen hielten dazu auch Revolution und bewaffneten Kampf für legitim – könne man alle Ungerechtigkeiten dieser Welt überwinden und eine Art „Reich Gottes auf Erden“ implementieren. Die Instruktion zeigt, dass es Ratzinger nicht darum ging, in Bausch und Bogen zu verurteilen, sondern eine vom Evangelium her gedeckte und vertretbare Befreiungstheologie zu entwerfen.

Was ist nun aber der Grund, dass dieser weltweit so geachtete Theologe und Papst vor allem im deutschsprachigen Raum so angefeindet wird? Ratzingers Wahlspruch als Bischof war: „Cooperator Veritatis“, „Mitarbeiter der Wahrheit“ – das wollte er sein.

Joseph Ratzinger/Papst Benedikt hielt daran fest, dass der Mensch wahrheitsfähig ist, es also zum einen Wahrheit gibt und zum anderen der Mensch Wahrheit auch erkennen kann – durchaus kraft seiner Vernunft, für den Bereich des Glaubens aber vor allem aufgrund jener Offenbarung, die uns Den hat aufleuchten lassen, der von sich selbst gesagt hat: „*Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben*“. Dazu hat er sich mit der Moderne und ihren Gedanken ausführlich auseinandergesetzt. Nirgends ist auch nur eine Spur von Angst vor solchen Auseinandersetzungen oder auch vor notwendigen Reformen in der Kirche zu spüren, wie ihm immer wieder vorgeworfen wird. Man kann hier eine im Grunde perfide Strategie beobachten: anstatt fair zu argumentieren, wird unversehens psychologisiert. Nicht seine mit Argumenten untermauerten Überzeugungen seien es, die ihn Ansichten und Forderungen heutiger Theologie haben ablehnen lassen, sondern einfach nur Angst: Angst, wie gesagt, vor der Moderne, Angst vor Reformen in der Kirche – das habe ihn bestimmt und blockiert. Gegen solche schlichten Behauptungen kann man nicht mehr argumentieren. Wie soll man denn Angstlosigkeit beweisen, wenn das Gegenteil einfach unterstellt wird? Das macht die Sache so perfide. Doch wer sein Schrifttum auch nur oberflächlich kennt, weiß, welcher Unfug das ist.

Nein, sein „Sündenfall“ ist, dass es nicht jene Reformen sind, die vom Gros der Kirche in Deutschland als die einzig wirklichen Reformen angesehen werden. Welch eine Anmaßung, nur jene als „Reformer“ gelten zu lassen, die immer wieder die seit über 50 Jahren anhängigen Themen aufs Tapet bringen: Abschaffung des Zölibats, Frauenweihe, neue Sexualmoral, Entmachtung des Klerus. Es ist anmaßend, denen Reformbereitschaft abzusprechen, die die Reformbedürftigkeit der Kirche nicht weniger sehen als die sog. „Reformer“, diese Reformen aber mit vordringlicheren Themen (wie Evangelisierung; Wie können wir den Glauben dem heutigen Menschen weitergeben?, Wie muss sich die Kirche in einer sich immer mehr säkularisierenden Gesellschaft aufstellen und ihre Rolle neu finden?, etc.) in Zusammenhang bringen.

Sein „Sündenfall“ ist, dass er den *Pluralismus*, der unsere moderne Gesellschaft kennzeichnet, nicht als den Weg der Kirche ansieht. Der weltanschaulich neutrale Staat *muss* pluralistisch sein um des Friedens zwischen den unterschiedlichen und einander widersprechenden Religionen, Konfessionen, Weltanschauungen und Überzeugungen willen. Aber was für den Staat gilt, ist nicht einfach übertragbar auf die Kirche, die *Bekennnisgemeinschaft* ist. Sie muss *plural* sein, d.h. Vielfalt in der Einheit und Einheit in der Vielfalt verwirklichen, aber nicht pluralistisch im Sinne von Geltenlassen auch widersprüchlicher, vor allem dem Evangelium widersprechender Überzeugungen. Eine solche Kirche hätte die *innere* Einheit, um die Jesus vor seinem Tod so eindringlich gebetet hatte, verloren und an ihre Stelle eine nur noch äußerliche, organisatorisch zusammengehaltene Einheit gesetzt.

Sein „Sündenfall“ ist, dass er nie originell in seiner Theologie sein wollte, sondern sein ganzes Denken in den Dienst des Evangeliums und der überkommenen Lehre der Kirche gestellt hat. Deswegen suchte er auch nie den Beifall der Menschen, sondern sah seine Aufgabe darin, zu unterscheiden: Was an der Moderne, was an heutiger Theologie ist kompatibel mit dem Evangelium und der kontinuierlichen Lehre der Kirche und was nicht? Genau das aber sah er zugleich an als eine allgemeingültige Aufgabe aller Theologen und einer, wie gesagt, pluralen, aber nicht pluralistischen Theologie. Daher musste er als oberster Glaubenshüter immer wieder prüfen: Was ist katholisch und was nicht? Und natürlich führte das immer wieder auch zu heftig kritisierten Entscheidungen.

In diesem Sinn hat er das „Aggiornamento“, von dem Papst Johannes XXIII. vor dem 2. Vatikanischen Konzil gesprochen hatte, radikal ernst genommen. Aber nicht in dem Sinn, dass er „Verheutigung des Glaubens“ als

Anpassung an das Heute verstand, sondern indem er in permanenter Auseinandersetzung mit dem Heute das Ziel verfolgte, dem Evangelium und der kirchlichen Lehre treu zu bleiben, beides aber in heutige Sprache und in die heutige Gedankenwelt zu übersetzen. Jeder, der seine theologischen Werke, Artikel und Predigten kennt, weiß und spürt, dass ihm das in einer außergewöhnlichen, gedanklich und sprachlich luziden Weise gelungen ist; eine Weise, die ihn zu einem wahren Lehrer der Kirche gemacht hat und macht. Ich bin sicher, dass, wenn viele seiner heutigen Kritiker längst vergessen sind, er immer noch unzähligen Menschen etwas von der Schönheit, vom Licht und der Freude des Glaubens aufzeigen wird.

Zuletzt möchte ich einen programmatischen Satz aus seiner Predigt zu Beginn seines Pontifikats am 24. April 2005 zitieren: *„Es gibt nichts Schöneres als Christus zu kennen – und andere zur Freundschaft mit Ihm zu führen.“*

Besser kann man sein Lebenswerk als Professor der Theologie, Bischof und Papst nicht zusammenfassen. In persönlichen Begegnungen wurde immer wieder deutlich, dass es ihm nie um sich selbst ging, um die Durchsetzung seiner persönlichen Vorlieben und Vorstellungen von Kirche und Glaube. Er war durchdrungen von der Überzeugung, dass es seine Aufgabe ist, den Glauben der Kirche, auch den Glauben der einfachen Menschen, zu schützen, vor allem aber, die Liebe Gottes zu bezeugen, die uns in Jesus Christus erschienen ist. Nicht zufällig war ja seine erste Enzyklika genau diesem Thema gewidmet: *„Deus Caritas est“*, *„Gott ist die Liebe“*.

Er selbst würde über sich sicher zuallerletzt sagen, dass er nicht auch Fehler gemacht hat. Deswegen schreibt er in seinem geistlichen Testament: *„Alle, denen ich irgendwie Unrecht getan habe, bitte ich von Herzen um Verzeihung.“*

Seine letzten Worte aber zeigen noch einmal, worum es jenseits aller theologischen und kirchenpolitischen Streitereien in unserem Glauben letztlich gehen muss: *„Herr, ich liebe dich.“* Es geht um meine persönliche Antwort auf die Liebe Gottes, die uns in der Liebe Jesu Christi erschienen ist. In den Dienst dieser Liebe hat sich Joseph Ratzinger/Papst Benedikt auch in der Härte aller Auseinandersetzungen gestellt. Er möge diese Liebe nun schauen, wir uns aber von ihm inspirieren lassen, auf diese Liebe immer neu zuzugehen, diese Liebe immer tiefer zu empfangen und einander weiterzuschenken. Dazu möge uns auch seine Fürbitte helfen.

Bodo Windolf